

SUSANNE GOGA

DIE SPRACHE DER SCHATTEN

ROMAN

Diana Verlag

E-BOOKS

SUSANNE GOGA

Die Sprache der Schatten

Roman

Diana Verlag

SUSANNE GOGA IM GESPRÄCH

Wie kommen Sie auf die Themen Ihrer Romane? Und was hilft Ihnen bei der Ideenfindung?

Meine Themen entdecke ich oft zufällig. Beim »Leonardo-Papier« kam ich durch die Lektüre von Bill Brysons »Eine kurze Geschichte von fast allem« auf das Thema Geologie. Bei »Die Sprache der Schatten« war es ein Artikel im *Spiegel*, den ich vor Jahren gelesen hatte. Manchmal streife ich auch durchs Internet und probiere einfach ein bisschen herum. Meist sind es aber Bücher, Fernsehsendungen, Zeitungsartikel und Ähnliches, bei denen ich aufhorche und denke, das könnte sich lohnen.

Braucht man zum Schreiben eigentlich viel Disziplin? Und wie und wann arbeiten Sie am liebsten?

Ich glaube, man braucht für alle freien Berufe eine gewisse Selbstdisziplin. Wenn niemand kontrolliert, wann und wie viel man arbeitet, muss man sich aus eigenem Antrieb motivieren. Das geht natürlich nur, wenn man die Arbeit gern macht. Und das ist bei mir der Fall – wobei mich natürlich auch mal Facebook oder ein Online-Spiel vom rechten Weg abbringen.

Welchen historischen Roman haben Sie persönlich am liebsten gelesen?

Schwierige Frage. Darf ich auch mehrere nennen? »Das Urteil am Kreuzweg« von Iain Pears, »Trinity« von Leon Uris, die Jugendbuch-Trilogie von Klaus Kordon (»Die roten Matrosen«, »Mit dem Rücken zur Wand«, »Der erste Frühling«) und die Waringham-Trilogie von Rebecca Gablé. Auch »Kristus« von Robert Schneider und »Q« von Luther Blissett, die beide zur Zeit der Reformation spielen, haben

mir gut gefallen. Lauter unterschiedliche Epochen – ich interessiere mich für fast alles.

Über die Autorin

Susanne Goga, 1967 geboren, ist eine renommierte Literaturübersetzerin und schrieb bereits zwei historische Kriminalromane, bevor sie sich mit »Das Leonardo-Papier« dem klassischen historischen Roman zuwandte. »Die Sprache der Schatten« ist ihr zweites Buch im Diana Verlag. Mehr über die Autorin erfahren Sie auf ihrer Website unter: www.susannegoga.de

Inhaltsverzeichnis

[SUSANNE GOGA IM GESPRÄCH](#)

[Widmung](#)

[PROLOG](#)

[Kapitel 1](#)

[Kapitel 2](#)

[Kapitel 3](#)

[Kapitel 4](#)

[Kapitel 5](#)

[Kapitel 6](#)

[Kapitel 7](#)

[Kapitel 8](#)

[Kapitel 9](#)

[Kapitel 10](#)

[Kapitel 11](#)

[Kapitel 12](#)

[Kapitel 13](#)

[Kapitel 14](#)

[Kapitel 15](#)

[Kapitel 16](#)

[Kapitel 17](#)

[Kapitel 18](#)

[Kapitel 19](#)

[Kapitel 20](#)

[Kapitel 21](#)

[Kapitel 22](#)

[Kapitel 23](#)

[Kapitel 24](#)

[Kapitel 25](#)

[Kapitel 26](#)

[Kapitel 27](#)

[Kapitel 28](#)

[Kapitel 29](#)

[Kapitel 30](#)

[Kapitel 31](#)

[Kapitel 32](#)

[Kapitel 33](#)

[Kapitel 34](#)

[Kapitel 35](#)

[Kapitel 36](#)

[*EPILOG - Herbst 1876*](#)

[*EIN PAAR WORTE ZUM SCHLUSS*](#)

[*LITERATUR*](#)

[*DANKSAGUNG*](#)

[*Copyright*](#)

*Für meine Freundin Antje
1966 - 2010
Wir waren ein gutes Team.*

PROLOG

Das Gehör kehrte als Erstes zurück. Schritte, das leise Quietschen von Schuhsohlen auf Linoleum, das Klatschen von Zweigen, die gegen die Fenster schlugen. Das Klappern von Geschirr. Türen, die geöffnet und geschlossen wurden. Das Rascheln von Kleidung, von gestärktem Stoff. Stimmen hörte er auch, Männer und Frauen, laut und leise, mahnend und im Befehlston, dann und wann ein Lachen.

Er lag auf einer weichen Unterlage. Ein Bett. Alles roch sauber. Er fror nicht, spürte ein Gewicht auf sich, das musste die Decke sein. Unter seinem Kopf war es auch weich, doch der Schmerz überlagerte die angenehme Empfindung. Solange er sich nicht bewegte, ließ er sich ertragen.

Er wagte nicht, die Augen zu öffnen. Zu viel Bewegung. Zu viel Unruhe. Also stellte er sich das Zimmer vor. Denn ein Zimmer musste es sein; er fror ja nicht und lag trocken. Ein Zimmer in einem Krankenhaus vielleicht. Die Schritte könnten von den Schwestern stammen, das Rascheln von ihrer gestärkten Tracht, dazu die Stimmen auf dem Flur, der saubere Geruch der Wäsche. Alles fügte sich zu einem Bild.

Er öffnete die Augen. Was er sah, kam dem Bild sehr nahe. Das innere Auge malte, was er hörte und roch, und es irrte sich selten. Langsam drehte er den Kopf nach links. Ein Fensterkreuz, Blätter, auf denen die Sonne grüngoldene Flecken tanzen ließ. Ein Zweig schlug gegen das Glas.

Er schlief wieder ein.

Beim nächsten Aufwachen wandte er den Kopf nach rechts. Ein Waschtisch, ein metallener Nachtschrank, auf dem ein Strauß weißer Levkojen stand. Wer mochte ihn dorthin gestellt haben?

Das Denken machte ihn müde.

Er erwachte erneut, als die Tür geöffnet wurde. Eine Frau in schwarz-weißer Tracht kam herein, in der Hand ein Tablett. Sie trat an sein Bett und sah ihn überrascht an. Das Gesicht unter dem Schleier war jung und unverbraucht.

»Sie sind ja wach. Ich bin Schwester Adelgund.«

Eine Ordensschwester. »Wo bin ich?«, fragte er mit rauer Stimme.

»Im Krankenhaus Maria Hilf in Gladbach«, erwiderte sie sanft. »Seit drei Tagen.«

»Wie bin ich hergekommen?«

»Sie hatten einen Unfall. Können Sie sich daran erinnern?«, fragte sie und stellte das Tablett auf den Nachttisch.

»Einen Unfall?«, fragte er verwirrt.

Sie legte ihm eine kühle Hand auf die Stirn. »Ja, einen Reitunfall. Vermutlich hat Ihr Pferd wegen des Gewitters gescheut. Man hat Sie kurz vor der Stadt neben einem Feldweg gefunden. Sie sind unglücklich gestürzt und mit dem Kopf auf einen Stein geschlagen.«

Er hob zögernd die Hand.

»Es ist die linke Seite«, erklärte die Nonne. »Bitte nicht anfassen, Ihr Kopf ist verbunden. Sie wurden vorgestern operiert, die Wunde muss verheilen.«

Er schluckte und merkte auf einmal, wie trocken Mund und Kehle waren.

Sie schien seine Gedanken zu erraten, goss Wasser in ein Glas und hielt es ihm an die Lippen. Ein Rinnsal sickerte an seinem Hals hinunter, und sie tupfte es mit einem Mulltuch ab. Er fühlte sich hilflos.

»Besser?«

»Ja.« Nicken konnte er nicht, es tat zu weh. »Warum hat man mich operiert?«

Der Nonne schienen die Fragen unangenehm zu sein. »Ich schicke nachher den Arzt zu Ihnen. Wenn er es für geboten hält, wird er mit Ihnen über alles sprechen. Das hier ist gegen die Schmerzen.« Sie gab weißes Pulver in sein

Wasserglas, ließ ihn trinken und verließ dann rasch das Zimmer.

Er dämmerte wieder weg.

Als er aufwachte, hatten sich die Schmerzen etwas gelegt, doch verspürte er großen Durst. Er versuchte zu rufen, aber seine Stimme klang so schwach, dass niemand ihn hörte. Er schob die Hand zum Rand des Bettes, bis sein Arm schlaff herunterfiel, nahm alle Kraft zusammen und schlug gegen den metallenen Nachttisch.

Eine Nonne kam herein. »Was ist das für ein Lärm?«

»Ich möchte trinken«, sagte er.

Sie goss ihm Wasser ein. »Gleich kommt der Arzt. Hat das Mittel gewirkt, das ich Ihnen gegeben habe?«

»Sie sind doch gar nicht bei mir gewesen«, erwiderte er verwirrt.

Die Nonne lächelte nachsichtig. »Nach einer Operation ist man gelegentlich ein bisschen durcheinander – das hat nichts zu bedeuten.«

»Ich bin nicht durcheinander«, erwiderte er, erstaunt über seine Vehemenz. »Ich habe Sie noch nie gesehen.«

1

Berlin, Winter 1874

Erde aufs Grab zu werfen war unmöglich, so hart war der Boden in diesem unerbittlichen Winter gefroren. Daher stand ein Korb mit Schnittblumen bereit, die schon anfangen zu welken. Rika Hesse schob die Hände tiefer in ihren Muff. Hätte sie geweint, wären die Tränen als eisige Rinnsale auf ihrem Gesicht erstarrt. Doch sie hatte sich ausgeweint, ihre Kraft reichte nur noch, um in der Kälte zu stehen und abzuwarten, bis der Pfarrer die Grabrede beendet hatte. Die Worte prallten an ihr ab. Sie hatte keinen Sinn für Auferstehung und Erlösung; sie wusste nur, dass sie einen entsetzlichen Verlust erlitten hatte.

Die Kraft ihrer Gefühle überraschte sie selbst. Anfangs hatte sie nicht geglaubt, Conrad Hesse könne ihr jemals so ans Herz wachsen. Er war schon Ende vierzig gewesen, als er um ihre Hand anhielt. Zunächst hatte sie es gar nicht glauben können; zu weit waren ihre Welten voneinander entfernt. Conrad Hesse, ein wohlhabender, weltgewandter Mann, dessen Damenkonfektion überall im Reich einen ausgezeichneten Ruf genoss, der Handel mit Gott und der Welt trieb und ganz Berlin kannte. Und dazu sie, Friederike Müller, die Tochter eines früh verstorbenen Geigenlehrers aus der Georgenvorstadt.

Die Erinnerungen an die Sonntagsspaziergänge mit dem Vater waren lebendig geblieben. Sie wusste noch, wie sie an seiner Hand die belebte Landsberger Straße hinaus bis zum Landsberger Tor gelaufen war, hinter dem der grüne Friedrichshain lag. Wie sie bei schönem Wetter in Gartenwirtschaften eingekehrt waren, in denen traditionell

Blumentöpfe verlost wurden. Viele Spaziergänger gingen mit blühenden Töpfen in der Hand nach Hause. Auch der Vater gewann ab und zu einen, den er daheim mit galanter Geste der Mutter überreichte.

Nach dem Tod ihres Mannes war Klara Müller gezwungen gewesen, sich Arbeit zu suchen. Sie verstand sich aufs Nähen, besaß einen scharfen Blick und geschickte Hände. Dazu den Willen, auf keinen Fall als elende Heimarbeiterin zu enden, wie sie zu Zehntausenden in den Mietskasernen im Norden und Osten der Stadt wohnten. Nein, Klara Müller wählte einen anderen Weg.

Von dem wenigen Geld, das ihr Mann ihr hinterlassen hatte, kaufte sie eine gebrauchte Schneiderpuppe, einen Reifrock und meterweise feinsten Brokatstoff, aus dem sie in tagelanger Arbeit ein prachtvolles Ballkleid fertigte. Sie drapierte es über die Schneiderpuppe, hängte zum Schutz gegen die Witterung ein altes Laken darüber, gab ihre Tochter Rika in die Obhut einer Nachbarin und leistete sich eine Droschke zum Hausvogteiplatz.

Nur der Name erinnerte noch daran, dass hier einmal die Hausvogtei, das alte Berliner Stadtgefängnis, gestanden hatte. In den vergangenen dreißig Jahren hatten sich in der Gegend zahlreiche Firmen angesiedelt, die in Serie gefertigte Kleidungsstücke anboten. Der Handel mit fertiger Kleidung hatte die Mode auch jenen Damen erschlossen, die sich keine Maßkleidung leisten konnten. Der Hausvogteiplatz wurde inzwischen von mehrstöckigen Gebäuden gesäumt, an deren Fassaden zahlreiche Namenszüge prangten, in jedem Stockwerk mindestens einer. »Gebr. Heller und Horwitz«, war dort zu lesen, »Hermann Heinemann« oder »Gebr. Lewy – Blusen und Kleider«. Überall sah man Pferdegespanne und Bollerwagen, in denen Waren herbeigeschafft oder ausgeliefert wurden. Hier gab es über tausend Konfektionsfirmen, die Damenmode anboten; nirgendwo sonst wollte Klara Müller arbeiten. Nicht in einer lärmenden Fabrik, nicht in ihrer

engen Wohnung, sondern in einem hellen, trockenen Raum an einem Platz, der in ganz Deutschland berühmt war. Berliner Konfektion lautete das Zauberwort.

Noch immer sprach der Pfarrer, noch immer war Rika Hesse in Erinnerungen versunken. Sie hatte ihre viel zu früh verstorbene Mutter bewundert und die Geschichte nicht oft genug hören können, wie sie mit dem selbst genähten Ballkleid und der Schneiderpuppe in die Räume der Firma Hesse in der angrenzenden Jerusalemer Straße marschiert war und sich dort bis zum Besitzer durchgefragt hatte. »Wie hast du das gemacht? Wollten sie dich nicht wegschicken? Niemand kannte dich dort.«

Ihre Mutter hatte gelächelt. »Ich hatte meine Referenz dabei. Sobald ihre Blicke auf die Schneiderpuppe fielen, wurden sie stumm. Es war aber auch ein herrliches Kleid.«

Was danach kam, sah Rika vor sich, als wäre sie dabei gewesen. Conrad Hesse, den man auch den Mantelkönig von Berlin nannte, war ungehalten aus seinem Kontor gestürmt, als er die Unruhe im Vorzimmer vernahm, hatte dann aber sprachlos von der unscheinbaren Frau im dunklen Mantel zu der Puppe geblickt, die sie wie eine Lanze neben sich aufgepflanzt hatte.

»Was hat das zu bedeuten?« Sein Ton war herrisch, aber nicht unfreundlich gewesen.

»Ich würde gern für Sie arbeiten«, hatte die Mutter unverblümt erwidert. »Dies ist meine Arbeitsprobe.«

Conrad Hesse war daraufhin einmal langsam um die Puppe herumgegangen, hatte über den Stoff gestrichen, die Nähte begutachtet, hier und dort am Rock gezupft und sich dann an seinen Sekretär gewandt, der mit offenem Mund zuschaute.

»Herr Keller«, sagte er, »brauchen wir noch jemanden für die Modellabteilung?«

Der Sekretär schüttelte verwundert den Kopf. »Wir sind mit Kräften bestens ausgestattet, Herr Hesse.«

»Sehen Sie sich die Schnittführung an, die wunderbaren Linien! Die Raffung des Rockes ist vollkommen. Eine solche Schneiderin dürfen wir nicht Manheimer oder Gerson überlassen. Regeln Sie das Nötige.«

Was aus dem Kleid geworden war, wusste Rika auch – Frau Helene Hesse hatte es im selben Jahr bei einem Ball getragen.

»Der Herr ist mein Hirte«, intonierte der Pfarrer, »mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf grüner Aue und führet mich zum frischen Wasser. Er erquicket meine Seele; er führet mich auf rechter Straße um seines Namens willen. Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück; denn du bist bei mir, dein Stecken und dein Stab trösten mich. Du bereitest mir einen Tisch im Angesicht meiner Feinde. Du salbest mein Haupt mit Öl und schenkest mir voll ein. Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Leben lang, und ich werde bleiben im Hause des Herrn immerdar.«

Als er zu Ende gesprochen hatte, trat er vor und warf eine der halb erfrorenen Blumen auf den Sarg.

Nun war sie an der Reihe. Rika vollzog das Ritual und hörte die Blume mit einem leisen Klatschen auf das kalte Holz fallen. Sie ging beiseite, ohne sich zur Trauergemeinde umzudrehen. Sie wollte allein sein mit ihren Erinnerungen.

Sie war zwölf gewesen, als ihre Mutter die Stelle bei Hesse antrat, und von dem Zeitpunkt an war es ihnen besser ergangen. Wenngleich nichts den Verlust des Vaters aufwiegen konnte, mussten sie immerhin nicht mehr um ihre Existenz fürchten. Rika konnte die Schule besuchen, trug hübsche Kleider und lernte sogar ein wenig Geige spielen, wobei sich jedoch bald erwies, dass sie das Talent ihres Vaters nicht geerbt hatte. Talent ist gegeben, alles andere kann wachsen, hatte er gern gesagt, worin sie ihm ganz und gar zustimmte.

Klara Müller war rasch zu einer unentbehrlichen Modellschneiderin aufgestiegen, deren Arbeiten im ganzen

Deutschen Reich und sogar ins Ausland verschickt wurden. Ihrer Tochter brachte sie bunte Stoffreste, glitzernde Bänder und hübsche Knöpfe mit, aus denen sie Puppenkleider und Haarschleifen fertigte.

Rika wurde rasch erwachsen. Bald mussten sich keine Nachbarinnen mehr um sie kümmern, wenn die Mutter bei der Arbeit war; sie kam aus der Schule, machte ihre Hausaufgaben, versah den Haushalt und vertiefte sich danach in ihre Bücher. Manchmal wagte sie sich auch allein in die Straßen der Stadt, lief bis zum Alexanderplatz und zum Schloss und hinüber zum Alten oder Neuen Museum. Nur eines bereitete ihr Sorgen: Was sollte werden, wenn sie mit der Schule fertig war?

Herr Hesse hatte schon anfragen lassen, ob das junge Fräulein Müller ebenfalls in seinem Haus arbeiten wolle, doch Klara hatte ausweichend geantwortet, weil sie spürte, dass Rika nicht zur Schneiderin geboren war. Sie las viel und erhielt Zeichenunterricht, presste Blumen und fertigte kleine Alben an, doch Handarbeiten erledigte sie nur, wenn die Mutter sie ausdrücklich dazu aufforderte. Nie griff sie von sich aus zu Nadel oder Stickrahmen.

Wie aber sollte sich ein junges Mädchen mit Lesen und Zeichnen seinen Unterhalt verdienen? Lehrerin oder Gouvernante konnte sie zwar werden, doch dafür zeigte Rika keine Neigung. Zwar hütete sie dann und wann jüngere Kinder, konnte sich aber nicht vorstellen, täglich vor einer Schulklasse zu stehen. Mutter und Tochter sprachen es nicht aus, doch die Frage wurde zunehmend drängender.

Eigentlich hätte sie sich umdrehen, neben dem Grab stehen bleiben und die Beileidsbekundungen der Trauergäste entgegennehmen müssen. Die gesamte Belegschaft der Firma war erschienen, wie es sich beim Tod eines Unternehmers gehörte. Sie aber ehrte ihren Mann, indem sie still neben dem Grab verharrte und an ihre erste Begegnung zurückdachte. Alles andere war bloßes Ritual.

Es war an ihrem achtzehnten Geburtstag gewesen. Sie hatten verabredet, dass Rika ihre Mutter von der Firma abholen sollte, dann wollten sie in einem schönen Café Kuchen essen. Solchen Luxus erlaubte Klara Müller sich nur selten, doch dieser Tag sollte etwas Besonderes sein. Rika zog es vor, die Geschäftsräume nicht zu betreten, da die Frau des Besitzers erst kürzlich gestorben war und eine gedämpfte Stimmung über der ganzen Firma lag.

Sie ging vor dem Haus auf und ab und genoss die Frühjahrs-sonne, deren erste schwache Strahlen kaum ihr Gesicht wärmten. Wo blieb ihre Mutter nur? Sie schaute nach oben zur Fensterflucht im ersten Stock, hinter der sich die Kontore, Werkstätten und Vorführräume befanden. Sie war ein paarmal dort gewesen, hatte von einer Kollegin ihrer Mutter eine Zuckerstange bekommen, für die sie eigentlich schon zu groß war, doch ansonsten war ihr der Ort, an dem Klara Müller ihren Lebensunterhalt verdiente, fremd geblieben.

Dann war die Mutter plötzlich da. Das Gesicht ein wenig gerötet, kam sie auf sie zugeeilt und winkte Rika heran. »Du sollst nach oben kommen«, sagte sie. »Zu Herrn Hesse.«

»Warum?«, fragte das Mädchen erstaunt. »Er kennt mich doch gar nicht.«

Die Mutter nahm sie ungeduldig am Arm. »Er hat dich vom Fenster aus gesehen.« Sie führte Rika ins Treppenhaus und die Stufen hinauf. »Kürzlich hat er sich nach dir erkundigt. Ob du die Schule beendet hättest und nicht doch als Schneiderin bei ihm anfangen wolltest. Das war ein sehr großzügiges Angebot. Aber ich sagte ihm, dass es dir einfach nicht liege.«

»Warum will er mich dann kennenlernen?«, fragte Rika, der die Aufforderung unangenehm war.

»Ich habe ihm von deinen Zeichenstunden erzählt«, erklärte Klara Müller mit kaum unterdrückter Erregung in der Stimme. »Er meinte, er könnte dich vielleicht für Modezeichnungen gebrauchen oder Werbeplakate. Liebes,

das ist eine ganz außerordentliche Gelegenheit, du solltest sie nutzen.«

Verwirrt blieb Rika stehen. Die Neuigkeit kam so unverhofft, dass sie erst einmal tief durchatmen musste. Doch die Mutter ließ ihr keine Zeit. »Rasch, er hat noch andere Dinge zu tun – er ist ein vielbeschäftigter Mann.«

Die Doppeltür, hinter der die Firmenräume lagen, trug in goldenen geschwungenen Buchstaben die Aufschrift *C. Hesse – feinste Damenkonfektion*. Rika strich rasch ihren Mantel glatt. Wie gut, dass sie ihre besten Sachen angezogen hatte.

»Sei ruhig und höflich, aber zeige auch, dass es dir ernst ist.« Ihre Mutter öffnete die Tür.

Die Räume waren hoch und mit dunklem Holz getäfelt. Überall standen Schneiderpuppen, die Kleider und Mäntel nach der neuesten Mode trugen; es gab hohe Regale mit Stoffballen und Schubladen mit Porzellanknäufen, in denen Kurzwaren aller Art gelagert wurden. In einem großen Raum zu ihrer Linken saßen Frauen, die die Köpfe vorgebeugt hielten und die Füße im gleichen Rhythmus bewegten, als marschierten sie in einer Militärparade. Doch sie traten nicht aufs Pflaster, sondern auf die Pedale ihrer Nähmaschinen. »Singer, die besten der Welt«, hatte ihre Mutter einmal gesagt. In einem angrenzenden Raum standen große Tische, auf denen Muster zugeschnitten wurden. Einige Angestellte waren in Entwürfe vertieft.

Rika blickte durch eine Zimmerflucht auf eine geschlossene Tür ganz am Ende. »Dort hat Herr Hesse sein Kontor.«

Die Mutter ging vor, Rika folgte ihr auf dem Fuß. Sie spürte die neugierigen Blicke der Angestellten im Rücken.

Im vorletzten Raum blieb die Mutter stehen. »Herr Keller, ich habe meine Tochter geholt. Herr Hesse möchte mit ihr sprechen.«

Der Sekretär schob eine Schreibmappe beiseite, neigte kurz den Kopf, stand auf und klopfte an die Tür. Auf das von

innen ertörende »Herein« sagte er »Bitte« und hielt ihnen die Tür auf.

Conrad Hesse war ein beeindruckender Mann. Groß und breitschultrig, mit dunklem, von grauen Fäden durchsetztem Haar, das er wie ein Künstler lang und nach hinten gekämmt trug. Er wirkte unerschütterlich. Doch Rika sah noch mehr. Eine Traurigkeit, die sich in sein Gesicht gegraben hatte, eine leichte Rötung der Augen. Der Tod seiner Frau hatte ihn offenkundig schwer getroffen.

Er stand auf und trat hinter dem massiven Mahagonischreibtisch hervor. Er betrachtete Rika prüfend, schaute dann zu ihrer Mutter und sagte: »Ich würde gern allein mit Ihrer Tochter sprechen.«

Mit einem verwunderten Blick verließ Klara Müller den Raum und zog die Tür hinter sich zu.

»Erzählen Sie mir von Ihren Zeichnungen.« Es war der Beginn eines langen Gesprächs gewesen, eines Zwiegesprächs, das acht Jahre gedauert hatte und erst vor wenigen Tagen für immer zu Ende gegangen war. Conrad Hesse hatte die sechsmonatige Trauerzeit abgewartet, die für einen Witwer galt, und ihr danach einen Antrag gemacht.

So sehr Conrad ihr ans Herz gewachsen war, hatte die Heirat das Verhältnis zu ihrer Mutter schwieriger gemacht. Klara Müller war skeptisch wegen des großen Altersunterschieds gewesen. Natürlich war es ein Grund zur Freude, dass die Tochter einen so einflussreichen und wohlhabenden Mann gefunden hatte, doch die Schneiderin hatte sich in diesen Kreisen nicht wohlfühlt und Einladungen in die Villa Hesse stets höflich ausgeschlagen. Nach einem Unfall musste Klara an Krücken gehen und konnte ihren Beruf nicht mehr ausüben. Sie hatte darauf bestanden, in ihrer Wohnung nahe des Georgenkirchhofs zu bleiben, und lediglich zugelassen, dass Rika eine Zugehfrau bezahlte, die Einkäufe für sie erledigte und sauber machte. Sie freute sich, wenn ihre Tochter sie besuchte, doch beide spürten, dass sie nicht mehr in derselben Welt lebten. Wann

immer Rika in der Kutsche nach Osten hinausfuhr, kam es ihr vor wie eine weite Reise in die Kindheit. Die Georgenvorstadt war die Vergangenheit und ihre Mutter der Magnet, der sie dorthin zog. Vor vier Jahren war Klara gestorben und auf ihren Wunsch neben dem Vater auf dem Georgenkirchhof bestattet worden. An jedem ersten Sonntag im Monat unternahm Rika, manchmal zusammen mit ihrer Stieftochter Anna, die Fahrt nach Osten, um Blumen auf das Grab zu legen. Von nun an würde sie ein weiteres Grab besuchen.

Eine Hand legte sich auf ihre Schulter. Es war der Pfarrer. »Frau Hesse, ich störe Sie ungern in Ihrer Trauer, aber die Leute warten. Sie möchten Ihnen kondolieren.«

Es gab kein Zurück, sie musste sich dem Leben ohne Conrad stellen. Rika holte tief Luft und drehte sich zur Trauergemeinde um, doch sie sah nur das Gesicht ihres Stiefsohns. Und schrak zurück. In Alexanders Blick lag ein Funkeln, das tiefer in sie drang als die eisige Winterluft.

2

Düsseldorf, Sommer 1876

Stephan Rungrath hatte den Abschied so lange wie möglich hinausgezögert, weil er sich davor fürchtete.

»Was ist los?«, fragte Willy. »Habe ich etwas Falsches gesagt? «

Stephan rührte sich nicht und kehrte ihm den Rücken zu, damit ihn sein schlechtes Gewissen nicht verriet. Willy fand nicht immer die richtigen Worte, das hatte Stephan ihn oft genug spüren lassen, und seither bemühte sein Freund sich um eine gewähltere Sprache. Er verzichtete auf sein breites Plattdeutsch und ahmte bisweilen sogar die französischen Ausdrücke nach, die vornehme Leute gern gebrauchten.

Stephan war Willy gegenüber immer äußerst großzügig gewesen, hatte ihn zum Essen eingeladen und ihm sogar einen Anzug aus Paris gekauft. Willy trug ihn für Stephan, wenn sie in einem diskreten Lokal dinierten, sonst hatte er keine Gelegenheit dazu. An solchen Abenden tranken sie Champagner.

Einmal hatte Willy Austern probiert, der Ekel war ihm deutlich anzusehen gewesen. Aber er hatte nichts gesagt. Beim nächsten Mal hatte Willy es mit Hummer versucht, der ihm besser zu schmecken schien.

»Stephan, warum bist du so wütend? Ist es, weil ich deinen Vater erwähnt habe? Dann tut es mir leid. Ich wollte dich nicht kränken.«

Seine unterwürfige Art traf Stephan wie ein Messerstich. Dabei war doch er derjenige, der Willy die Klinge ins Fleisch bohrte. Darum konnte er es auch nicht ertragen, ihn anzusehen. Willy schloss die Finger um seine Schulter, als

wollte er sie zerdrücken. Morgen wären bestimmt die Spuren zu sehen, dachte Stephan flüchtig.

»Lass meinen Vater aus dem Spiel.« Seine Stimme klang barsch.

»Wie du willst.«

Nun drehte er sich zögernd um. Willy stützte sich auf einen Ellbogen und schaute ihn betreten an.

Sie hatten schöne Stunden miteinander verbracht, in Kellertheatern über zotige Possenreißer gelacht, in entlegenen Landgasthöfen oder verschwiegenen Separees gegessen. Manchmal waren sie an den Rhein gegangen und hatten nach englischer Art ein Picknick im schützend hohen Gras gehalten. All diese Erinnerungen flammten sekundenlang in seinem Inneren auf.

Abrupt schlang Stephan den Arm um Willys Hals und küsste ihn brutal auf die Lippen. Dann erzählte er ihm von der Abreise. Er hatte es lange hinausgeschoben, doch morgen ging sein Zug.

Sein Freund sah ihn aus großen, verletzten Augen an.

»Das ist ... weit weg«, meinte Willy, der nie weiter als bis Köln gekommen war. »Wir haben uns so selten gesehen in letzter Zeit. Und jetzt willst du ganz weg von hier? Kann ich nicht mitkommen? «

Das darf nicht sein, war Stephans erster Gedanke, und er kam sich grausam vor. Sie hatten viel Zeit miteinander verbracht, ein Geheimnis geteilt, das sie aufs Engste miteinander verband, und doch dachte er in diesem Augenblick nur: *Ich darf mir diese Zukunft durch nichts und niemanden zerstören lassen.*

Er beschloss, Willy hinzuhalten. »Ich muss mich erst dort einleben. Für mich ist Berlin auch fremd. Stell dir vor, fast eine Million Menschen. Wenn ich mir eine Wohnung eingerichtet habe, von der niemand weiß und in der wir uns ungestört treffen können, sind wir sicher. Gib mir ein bisschen Zeit.«

Er fuhr Willy durchs zerzauste Haar. Es fiel ihm nicht leicht, den Freund zu belügen, doch dieser würde schon bald der Vergangenheit angehören. Wenn Stephan das Rheinland verließ, musste er auch Willy hinter sich lassen.

»Ich weiß nicht, wie ich es ohne dich aushalten soll«, sagte der junge Mann mit Tränen in den Augen. »Früher war es anders, da hatte ich heut'den einen, morgen einen anderen. Hier ein Abendessen, da ein paar Mark oder ein neues Hemd. Aber seit ich dich kenne ...« Er schluckte und wandte sich ab.

Stephan zog einige Scheine aus der Tasche und legte sie auf den Tisch. Als Willy protestieren wollte, drückte er ihm sanft die Hand auf den Mund. »Wenn ich kann, schicke ich mehr. Aber du musst mir versprechen, uns nicht in Gefahr zu bringen. Du darfst mit niemandem darüber reden.« Er biss sich auf die Lippen und sah den Freund mit ernstem Blick an. »Wenn du in Not gerätst und nicht anders kannst ... Ich schwöre dir, dass ich es dir nicht übelnehme, wenn du andere Männer triffst.«

Willys Blick war wie ein Messer. »Das werde ich nicht tun.«

»Vielleicht musst du es tun. Oder du suchst dir eine Stelle in einem Lokal, als Kellner oder Küchenhelfer.« Er wusste genau, dass es Willy nicht gefallen würde, für wenig Geld schwer zu arbeiten, dafür hatte er zu lange ein angenehmes Leben geführt. Stephan hoffte, dass Willys Überlebensinstinkt sich durchsetzen und ihm die Rückkehr in sein früheres Leben erleichtern würde, falls er keinen neuen Gönner fand.

Eben noch hatten sie sich leidenschaftlich geliebt; nun aber lag ein leises Unbehagen in der Luft, als spürten sie schon die Kluft, die sich zwischen ihnen auftat.

3

Berlin, Sommer 1876

Es war ein angenehmes Zimmer, in kühlem Hellblau und Weiß gehalten und mit schlichten Möbeln eingerichtet, die so gar nicht dem prunkvoll-schweren Zeitgeschmack entsprachen. Ein Zimmer wie ein sommerlicher Wolkenhimmel, hatte Rika gedacht, als sie die Einrichtung damals in Auftrag gegeben hatte.

»Ich bin so aufgeregt«, sagte Anna Hesse, hielt sich das zugesteckte Kleid vor den Körper und tänzelte auf Zehenspitzen durchs Zimmer. Ihre blonden Locken hüpfen im Rhythmus ihrer Bewegungen. »Meinst du nicht, es ist zu eng? Wie soll ich darin tanzen?«

»Die Mode verlangt es«, antwortete Rika. »Und ein Fräulein Hesse kann nicht den Stil von gestern tragen. Ich finde die Röcke auch übermäßig eng, aber vielleicht könnten wir die Schleppe etwas weiter lassen, dann hast du mehr Bewegungsfreiheit nach hinten. Immerhin besser als die Tournüre – ich wusste nie, wie ich mich damit hinsetzen soll.«

»Vielleicht haben die Damen deswegen lieber gestanden«, meinte Anna lachend. »Ach, ich bin so froh, dass ich endlich wieder fröhliche Farben tragen darf.«

Die beiden Frauen trugen nach der tiefen Trauer und der Zeit der Halbtrauer, in der auch Grau und Weiß erlaubt waren, endlich wieder farbige Kleider.

Rika lächelte. »Das weiß ich doch. Du hast auf vieles verzichten müssen. Darum geben wir uns auch solche Mühe mit diesem Abend.« Das Mädchen war ihr ans Herz gewachsen, auch wenn sie Anna keine echten Muttergefühle

entgegenbrachte. Dafür war der Altersunterschied zu gering. Sie hatte Conrad Hesse mit achtzehn Jahren geheiratet und dadurch eine neunjährige Stieftochter und einen siebzehnjährigen Stiefsohn bekommen. Rika hatte stets versucht, Anna eine mütterliche Freundin zu sein. Das Mädchen brauchte eine feste weibliche Hand, und Rika nahm sie bisweilen auch gegen den Bruder in Schutz.

Ihr Verhältnis zu Alexander Hesse war nie einfach gewesen, da der junge Mann von Beginn an zu verstehen gegeben hatte, dass er die zweite Ehe seines Vaters missbilligte. Er hatte sie spüren lassen, dass er sie für nicht standesgemäß hielt, und sich über den Beruf ihrer Mutter und deren Wohnung im bescheidenen Osten der Stadt mokiert, wenn auch nie in Gegenwart seines Vaters.

Dann wieder hatte sie bemerkt, wie seine Augen auf ihr ruhten, ihr überallhin folgten wie unter einem Zwang. In diesen Momenten schien sich eine widerwillige Faszination in seine Abneigung zu stehlen, die sie mehr ängstigte als seine Feindseligkeit.

Rika hatte nie mit ihrem Mann darüber gesprochen. Gewiss hätte er sie in Schutz genommen, doch sie wollte Conrad, der seine ganze Hoffnung in Alexander setzte, nicht verletzen. Das unerwartete Glück, das sie mit ihm gefunden hatte, entschädigte sie für manche Demütigung.

Nach seinem Tod war alles anders geworden. Zuerst hatte sie geglaubt, ohne ihn nicht weiterleben zu können, und sich wieder fremd gefühlt in dem herrschaftlichen Haus. Bisweilen überkam sie das Gefühl, in der Villa zu ersticken.

»Du wirkst so ernst, Friedchen«, sagte Anna. Den Spitznamen hatte sie erfunden, niemand außer ihr durfte ihn verwenden. »Hast du Sorgen?«

»Ach nein, ich dachte nur an deinen Vater«, sagte Rika. Es gab Sorgen, die sie dem Mädchen nicht anvertrauen konnte.

»Er fehlt dir, nicht wahr?«, fragte Anna vorsichtig. »Sag mal, er war doch ... Ich meine ...« Die Röte stieg ihr vom Hals ins Gesicht.

Rika setzte sich aufs Sofa und klopfte auf den Platz neben sich. »Komm her. Was möchtest du wissen?« Die Frage schien Anna schon länger zu beschäftigen.

»Es ist aber sehr persönlich«, sagte das Mädchen leise.

»Nur zu.«

»Ich ... Ich wüsste gern, wie es ist, mit einem älteren Mann verheiratet zu sein.« Sie senkte den Kopf, als wäre sie zu verlegen, um weiterzusprechen.

Rika holte tief Luft, die Frage war nicht leicht zu beantworten. »Für mich war es richtig. Was für dich richtig ist, kann ich nicht entscheiden. Wenn du einem Mann begegnest, der dir gefällt, werde ich dir gern meine Meinung über ihn sagen. Gibt es denn jemanden?«

Das Mädchen schüttelte den Kopf. »Nein.« Sie zögerte. »Alexander hat kürzlich den ältesten Sohn von Baron von Weidenfeld erwähnt. Er ist Leutnant bei den Garde-Kürassieren.« Das angesehene Kavallerie-Regiment war in Berlin stationiert. »Alexander will mich mit ihm bekannt machen.«

Natürlich, dachte Rika, das wäre eine ehrgeizige Verbindung ganz nach Alexanders Geschmack. Die Heirat in eine Adelsfamilie konnte einem Kaufmann ungeahnte gesellschaftliche Möglichkeiten eröffnen, während der Konfektionshersteller frisches Geld in die Schatulle des Barons brächte. Nur ging es dabei um Menschen und nicht nur um Geschäfte, die miteinander verbunden werden sollten. Sie schaute Anna eindringlich an.

»Hast du den jungen Leutnant schon einmal gesehen? Sonst kannst du gar nicht beurteilen, ob er dir angenehm ist.«

»Nein. Aber sie sind zu deinem Ball eingeladen. Alexander hatte dich darum gebeten – weißt du nicht mehr?«

»Ach ja.« Rika hatte sich nichts dabei gedacht, weil sie sich die Gästeliste geteilt hatten – Vertreter der Kultur und enge Freunde lud sie ein, um die geschäftlichen Kontakte kümmerte sich Alexander. Nun aber spürte sie, wie leise Wut

in ihr aufstieg. Wenn Alexander Heiratspläne für seine Schwester hegte, hätte sie gern davon erfahren. Sie würde nicht zulassen, dass er allein über Annas Schicksal bestimmte.

»Als ich deinen Vater kennenlernte, war ich nicht in ihn verliebt. « Sie sah, wie ein Schatten der Enttäuschung über Annas Gesicht huschte. War es falsch, so ehrlich mit ihr zu sprechen? Aber nein, das Mädchen hatte keine Mutter mehr, wer sonst sollte Anna diese Fragen beantworten? »Aber er hat mir gefallen. Und weißt du, was mir am besten gefallen hat? Dass er sich aufrichtig für mich interessierte. Mich als Menschen betrachtete, nicht nur als Angestellte. Dass er mir offen und freundlich begegnete. Das alles ist sehr viel wert. Mehr als manche Leidenschaft, die schnell erlischt.«

Annas Gesicht entspannte sich.

»Und um deine Frage zu beantworten, ja, dein Vater fehlt mir sehr. Es vergeht kein Tag, an dem ich ihn nicht herbeiwünsche, ihn berühren oder um Rat fragen möchte. Wir waren uns so nahe, dass ich seine Gegenwart manchmal körperlich spüre, ihn zu riechen meine, als stünde er neben mir.« Noch nie hatte sie so offen über ihre Gefühle für Conrad gesprochen. Bürdete sie dem Mädchen zu viel auf? Anna sah sie aus großen Augen an, schien aber nicht peinlich berührt.

»Du meinst also, man kann mit einem Mann glücklich sein, auch wenn man ihn nicht liebt?«

Rika hob die Hand. »Warte, Anna, wer sagt, dass ich deinen Vater nicht geliebt habe?«

»Aber du meintest vorhin ...«

»Dass ich mich nicht Hals über Kopf in ihn verliebt habe. Ja, das stimmt. Es war keine Schwärmerei wie in den Liebesromanen, die du so gern vor mir versteckst.« Sie lächelte verschmitzt. »Mich erfasste kein Schwindel, wenn ich ihn sah, und es regneten keine Rosen auf mich herab, aber ich spürte eine wohltuende Wärme, wenn er im Raum war. Ich fühlte mich so geborgen in seiner Nähe.«

Anna zögerte mit der nächsten Bemerkung und spielte verlegen an einer Falte ihres Kleides herum. »Alexander ... Er hat gesagt, ihr hättet nicht zueinander gepasst.«

»Ich möchte keine Zwietracht zwischen dir und deinem Bruder säen. Ich nehme an, durch den geringen Altersunterschied zwischen uns fiel es ihm schwer, mich als zweite Frau seines Vaters wirklich zu akzeptieren.«

»Ja, aber ...« Anna wirkte verlegen.

»Ich glaube, ich weiß, woran du denkst. Eure Familie ist wohlhabend, während ich aus einfachen Verhältnissen stamme.«

Das Mädchen nickte und schien sich für den Gedanken zu schämen.

Rika ergriff ihre Hand und schaute sie ernst an. »Anna, wenn du wirklich erwachsen werden willst, musst du dir eine eigene Meinung bilden. Höre nicht auf andere, gelange selbst zu einem Urteil. Du kennst mich lange genug und kannst entscheiden, ob ich in eure Familie gehöre.«

Urplötzlich brach Anna in Tränen aus und verbarg das Gesicht in den Händen. Rika nahm sie in den Arm und schaute nachdenklich über Annas blonden Kopf hinweg. Waren es nur die Verwirrungen eines jungen Mädchens, das an seinen verstorbenen Vater dachte und dem die Mutter fehlte? Oder steckte mehr dahinter? Wenn Alexander Heiratspläne für seine Schwester schmiedete, würde sie darauf achten, dass Annas Gefühle nicht verletzt wurden. In Annas Alter war sie bereits verheiratet gewesen, doch ihre Stieftochter war sehr viel behüteter aufgewachsen und somit unerfahrener.

Als das Mädchen sich beruhigt hatte, setzte Rika sich vor den Spiegel und löste ihre Frisur. Anna wischte sich die Tränen ab, ging zu ihr hin, nahm wortlos die Bürste und zog sie sanft durch Rikas Haare.

»Sie sind wunderschön.«

Rotes Haar besaß noch immer etwas Anrühiges, doch hatte ihr der dunkle Mahagoniton immer gefallen, weil er

gut zu ihren grünen Augen passte. Conrad hatte es geliebt, ihr vor dem Schlafengehen die Haare zu bürsten. Sie genoss es, wenn ihr Haar knisterte und im Lampenschein Funken zu sprühen schien. Für einen Augenblick vergaß sie alles um sich herum. Dann zuckte ein flüchtiger Gedanke durch ihren Kopf, zart wie eine Seifenblase und ebenso vergänglich. Würde sie einem Mann je wieder so nahe sein?

Am Abend saßen sie zu dritt beim Essen und sprachen über den bevorstehenden Ball, den ersten seit Conrad Hesses Tod. Anna schwärmte ihrem Bruder von dem Kleid vor, das die Schneiderin am Nachmittag vollendet hatte, doch Alexander wirkte ungewohnt geistesabwesend. Manche Fragen musste sie ihm zweimal stellen, bevor er reagierte. Vielleicht hatte es Schwierigkeiten in der Firma gegeben, dachte Rika, die wirtschaftliche Lage war nach wie vor angespannt. Doch sie nahm auch eine seltsame Ungeduld an ihm wahr, als könnte er gar nicht abwarten, dass das Essen vorüber war.

Sowie die Hausmädchen begannen, den Tisch abzuräumen, legte er die Serviette beiseite und blickte seine Schwester an. »Anna, würdest du uns bitte allein lassen? Du kannst mir dein Ballkleid später zeigen.« Sein Ton war höflich, duldet aber keinen Widerspruch.

Anna stand auf und verließ mit enttäuschter Miene das Zimmer.

»Was gibt es denn so Wichtiges?«, fragte Rika schärfer als beabsichtigt. »Sie hat sich den ganzen Nachmittag darauf gefreut, es dir zu zeigen.«

Zu ihrer Verwunderung blieb Alexander ruhig und lächelte. »Ich möchte dir etwas schenken.«

Rika glaubte nicht recht zu hören. Solange sie denken konnte, hatte Alexander ihr nie ein persönliches Geschenk gemacht, nur die üblichen Höflichkeitsgaben zu Weihnachten und an ihrem Geburtstag. Sein Gesicht verriet nichts, als er aufstand und in den Flur ging. Kurz darauf

kehrte er mit einem in Seidenpapier gehüllten Paket zurück, das etwa einen Meter im Quadrat maß.

Er stellte es auf einen Stuhl, trat zurück und deutete mit einer ausholenden Geste darauf. »Für dich.«

Bekommen erhob sich Rika, unsicher, wie sie sich angesichts dieser unerwarteten Gabe verhalten sollte. »Aber ... ich habe nicht Geburtstag. Es besteht überhaupt kein besonderer Anlass – «

Er unterbrach sie mit einer Handbewegung. »Sagen wir, es soll deine Rückkehr ins gesellschaftliche Leben markieren, das Ende deiner Trauerzeit«, erwiderte er entschieden.

Sie sah ihn erstaunt an. »Gut, wenn du es so betrachten möchtest. « Vorsichtig schlug sie das Seidenpapier auseinander und trat mit einem Laut der Überraschung zurück.

Eine Berliner Straßenszene, die Linienführung der Häuser exakt, die Fassadenelemente so präzise wiedergegeben, dass die Bewohner die eigenen Wohnungen erkannt hätten – bis hin zu den Blumentöpfen auf den Fensterbänken, den schmiedeeisernen Gittern, dem Baum im Hinterhof, der durch die Toreinfahrt lugte.

Im Vordergrund standen fünf Menschen, die im Vergleich zu den Fassaden übergroß wirkten: ein alter Jude mit Hut und Schläfenlocken, der den Kopf zur Seite wandte; daneben ein Mädchen mit langen Zöpfen, das einen Ball vors Gesicht hielt; zwei ältere Frauen, die tuschelnd die Köpfe zusammensteckten, sodass man nur die Knotenfrisuren sah; einen Jungen, der sich die Hände vors Gesicht hielt, als zählte er beim Versteckspiel. Auch die Menschen waren bis hin zu den Flicken auf dem Mantel des Juden und den bunten Karos auf den Schürzen der Frauen mit äußerster Exaktheit dargestellt. Bis auf die Frauen standen sie für sich, als wären sie zufällig vor dem Haus aufeinandergetroffen.

»Ein neues Bild für deine Sammlung«, sagte Alexander mit einem seltsam eindringlichen Blick. »Ich hoffe, es gefällt dir.«

Rika suchte nach Worten. »Es ... Es ist ganz außergewöhnlich. Ich danke dir. Ich danke dir wirklich sehr.«

»Gut«, er wandte sich zum Gehen, »dann sieh es dir in Ruhe an. Ich habe noch zu arbeiten. Ich wünsche dir eine gute Nacht.«

Rika riss sich von der Betrachtung des Gemäldes los und rief ihm hinterher: »Denk daran, noch zu Anna zu gehen, sonst ist sie enttäuscht.«

Er nickte und verließ das Zimmer.

Dann war sie mit dem Bild allein, schwankte zwischen Freude und Verwunderung. Alexander hatte nie erkennen lassen, dass er ihre Liebe zur Kunst teilte. Umso überraschter war sie, dass er ihr nicht nur ohne besonderen Anlass etwas schenkte, sondern auch noch ein so außergewöhnliches Werk ausgewählt hatte.

Rika suchte die ideale Entfernung und blieb stehen, um das Gemälde in Ruhe zu betrachten. Sie spürte, dass es etwas Besonderes war, auch wenn es auf den ersten Blick konventionell gemalt war. Wie die Menschen dort standen, nebeneinander, aber doch allein, wie Figuren auf einer Bühne. Der exakt gemalte Hintergrund diente als Kulisse für die Menschen, darum waren sie auch so groß, schienen dem Betrachter geradezu entgegenzukommen.

Der Maler hatte in diesem Augenblick ihr Wesen eingefangen, es mit wenigen Requisiten in einer Szene verdichtet. Der gläubige Jude in seiner zerschlissenen Kleidung, die zusammengesteckten Köpfe der Frauen, die schmutzigen Hände des Jungen mit den schwarzen Rändern unter den Nägeln, der Lumpenball des Mädchens, vielleicht sein einziges Spielzeug. Es waren arme Menschen, davon zeugte jedes Detail.

So distanziert die Leute auch nebeneinanderstehen mochten, leuchtete ihr dennoch Mitgefühl aus dem Bild